

Jansen (2005). "Meine Tochter lesbisch, mein Sohn schwul - So wird das wohl nichts mit den Enkelkindern!" In befah (Hrsg). Unsere Kinder mittendrin, nicht außen vor. Bundeselterntreffen vom 08.-10. April 2005 in Berlin. S. 36-50

"Meine Tochter lesbisch, mein Sohn schwul - So wird das wohl nichts mit den Enkelkindern!"

Elternschaft und homosexuelle Lebensweisen waren lange Zeit für weite Teile der Gesellschaft, einschließlich der Homosexuellen selbst, kaum vorstellbar. So wunderte es nicht, wenn wir im Beratungsführer des befah folgendes lesen: „Wenn Eltern erfahren, dass Ihr Kind homosexuell ist, ist bei vielen einer der ersten Gedanken, dass sie dann wohl keine Enkelkinder bekommen werden“ (LSVD 2000, S.20). Doch diese scheinbare Unvereinbarkeit von Homosexualität und Elternschaft ist eine Mähr.

Nun denken Sie vielleicht, dass Kinder lesbischer Mütter oder schwuler Väter doch eher einen Einzelfall darstellen. Nein - Amerikanischen Schätzungen zufolge hat im Schnitt jede dritte lesbische Frau und jeder fünfte schwule Mann ein oder mehrere Kinder (vgl. Bozett 1987). In Deutschland wachsen derzeit Tausende Kinder in Regenbogenfamilien auf, d.h. bei ihren lesbischen (Co)Müttern oder schwulen (Co)Vätern. Renommierte Familienforscher, wie etwa Professor Wassilios Fthenakis vom bayerischen Staatsinstitut für Frühpädagogik und Familienforschung (IFP) in München, gehen sogar von mehreren Millionen Kindern in sogenannten Regenbogenfamilien aus (Vgl. 37 Grad, 2004). Regenbogenfamilien sind also keine Randerscheinung!

Die Mehrheit dieser Kinder lesbischer Mütter und schwuler Väter stammen aus vorangegangenen heterosexuellen Beziehungen. Zunehmend entscheiden sich Lesben und Schwule jedoch für eigene Kinder nach ihrem Coming Out. Diese Mütter und Väter tragen alleine oder in einer Partnerschaft Verantwortung für die Erziehung und das Wohlergehen ihrer Kinder. Umfragen zufolge will heute jede zweite lesbische Frau und jeder dritte schwule Mann gerne mit Kindern zusammenleben (vgl. Schwules Netzwerk NRW, 1999).

Für Lesben und Schwule ist bislang das Alltagsleben als Regenbogenfamilien ebenso wie die Realisation des Kinderwunsches in Deutschland mit weit mehr Schwierigkeiten verbunden als für heterosexuelle Frauen und Männer oder für homosexuelle Paare in den Niederlanden oder in skandinavischen Ländern.

Das heißt das „Unternehmen Kinder“ bzw. „Enkelkinder“ stellt sowohl die homosexuellen Wunscheltern als auch die potentiellen Großeltern, d.h. Sie, vor neue Herausforderungen. Hier müssen neue Pfade beschritten werden.

Mit meinem heutigen Vortrag beabsichtige ich, Ihre „Ortskenntnis“ des Kontinents der schwul-lesbischen Elternschaft zu erweitern. Eingangs werde ich von den Wegen der schwul-lesbischen Familienrealisation berichten, also die Frage beantworten, wie lesbische Töchter und schwule Söhne heute nach Ihrem Coming Out Eltern werden. Anschließend werde ich den Familienalltag von Regenbogenfamilien beleuchten. Hier greife ich auf dem Hintergrund der kursierenden „Mythen“ über schwul-lesbische Elternschaft auf die Ergebnisse psychosozialer Forschung zurück.

1. Wege schwul-lesbischer Familienrealisation

Die zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz der Vielfalt sexueller Orientierungen erleichtert schwulen Männern und lesbischen Frauen ihr Coming Out, bevor sie intime Beziehungen eingehen. Früher sah das in der Regel anders aus. Erst im Rahmen einer heterosexuellen Beziehung, häufig einer Ehe, wurden sich Frauen oder Männer ihrer homosexuellen Orientierung bewusst. Dieser Weg war sicherlich leidvoll, doch er hatte zumindest eine positive Konsequenz: Lesbische Frauen und schwule Männer wurden in diesen heterosexuellen Bezügen recht unkompliziert zu Eltern.

Wie realisieren lesbische Frauen und schwule Männer heute nach Ihrem Coming Out ihren Elternwunsch? Lesben oder Schwule werden derzeit im Paar oder alleine zu Eltern auf dem Wege der Adoption, Pflegschaft und Insemination.

2.1 Insemination & Queerfamily

Wenn wir von leiblichen Kindern in Regenbogenfamilien sprechen, so meinen wir mehrheitlich Kinder lesbischer Mütter und schwuler Väter, die aus vorangegangenen heterosexuellen Beziehungen stammen. Bei der Frage nach der Möglichkeit der Familienrealisation durch leibliche Kinder nach dem Coming Out haben Lesben in Deutschland einen Vorteil, den „Gebär-Vorteil“. In Deutschland ist die Leihmutterchaft verboten, d.h. es ist hierzulande nicht erlaubt, dass eine Frau für andere Personen nach Absprache ein Kind austrägt. So stellt sich für schwule Männer nur die Frage nach einem leiblichen Kind, wenn Sie sich vorstellen können, mit einer Frau – hier handelt es sich meist um eine lesbische Frau oder ein lesbisches Paar – gemeinsam den Kinderwunsch zu realisieren, es entsteht eine sogenannte „Queerfamily“.

Beim „Modell“ der Queerfamily, wie es in Amerika in den 90er Jahren in der homosexuellen Gesellschaft speziell an der Westküste Zulauf hatte, kann die individuelle Vorstellung der Einzelnen von der Partizipation an der späteren Erziehung breit streuen. Das Ausmaß der „nachgeburtlichen Beteiligung“ der schwulen Väter kann je nach Wunsch von Null bis hin zu einer 100%igen sozialen oder auch rechtlichen Vaterschaft reichen. Ein schwuler Mann kann „nur“ daran interessiert sein, als Samenspender zu fungieren oder im Notfall als sozialer Vater einzuspringen. Es kann aber auch eine Familienkonstellation angestrebt werden, in der das Kind zwei Väter und zwei Mütter sein eigen nennen kann. In Deutschland ist diese Form der Familienrealisation noch in den Kinderschuhen und die Suche nach passenden Paaren gestaltet sich mitunter schwierig.

Zunehmend entscheiden sich lesbische Frauen bewusst für ein eigenes leibliches Kind durch heterologe Insemination mittels Spendersamen. Diese Kinder werden meist in lesbischen Beziehungen geboren und wachsen in ihnen auf. Wenn diese Form der Familiengründung gelingt, handelt es sich im besten Sinne um eine erwünschte Schwangerschaft. Auf dem Weg müssen viele Entscheidungen getroffen werden:

- Der Samenspender: Bekannt oder unbekannt?

- Private Spender: Mit oder ohne Interesse an einer zukünftigen Beziehung zum Kind?
- Die Samenbank: Im In- oder Ausland?
- Die gynäkologische Begleitung: Macht sich wer strafbar?
- Und „last but not least“: Welche von uns?

Bei der Frage nach dem Samenspender ziehen einige Frauen einen Bekannten oder Freund einer Spende von der Samenbank vor. Als Vorteil wird das Gefühl bewertet, eine Vorstellung davon zu haben, was als biologisches „Erbe“ zu erwarten oder besser zu erhoffen ist, wie eine schöne Nase oder die Liebe zur Musik. Zum anderen finden manche lesbischen Mütter es gut, dass ihr zukünftiges Kind im Falle eines befreundeten Samenspenders mit ihm unkompliziert in Kontakt sein kann, wenn es den Wunsch hat und der Samenspender einverstanden ist.

Seit dem 1. Januar 2005 können lesbische Co-Mütter oder schwule Co-Väter leibliche Kinder ihrer eingetragenen Lebenspartnerin oder ihres eingetragenen Lebenspartners als Stiefkind adoptieren (§ 9 Abs. 7 LPartG). So können im Falle einer „lesbischen Familie“ die leiblichen Kinder, die durch Samenspenden entstanden sind, rechtlich zwei Mütter bekommen. Denn durch diese Adoption erhält die Stiefmutter oder der Stiefvater rechtlich die gleiche Stellung wie ein leiblicher Elternteil mit allen Rechten und Pflichten wie Sorgerecht und Unterhaltspflicht. Hierdurch wurde nicht nur ein wichtiger Beitrag zur Verringerung der Schutzlücken von Kindern in Regenbogenfamilien geleistet und zur Anerkennung schwul-lesbischer Familienwirklichkeit, sondern auch zur Rechtssicherheit potentieller Samenspenders. Die Stiefkindadoption stellt sicher, dass für den Samenspender aus seiner „Vaterschaft“ z.B. keine Unterhaltsansprüche des Kindes bzw. der Sozialbehörden erwachsen, falls das Kind später einmal materiell bedürftig werden sollte.

Manche Frauen scheuen vor einer privaten Lösung zurück, weil sie Angst haben, dass ein bekannter Spender vielleicht entgegen vorheriger Absprachen späte „Vatergefühle“ entwickelt und Ansprüche gelten macht im Kontext von Besuchs- und Umgangsrecht. In diesem Fall neigen sie eher dazu, auf die Dienstleistungen einer Samenbank zurückzugreifen. Hier ist sowohl die Nichteinmischung des Samenspenders garantiert als auch die medizinische Unbedenklichkeit des Spermas gesichert.

In Deutschland gibt es keinen Rechtsanspruch auf Zugang zu Samenbanken für nicht verheiratete Frauen (eingetragene Lebenspartnerschaften gelten rechtlich nicht als verheiratet!). So entscheiden inländische Samenbanken selbst, ob sie an Lesbenpaare Spendersamen abgeben. In den letzten Jahren sind deutsche Samenbanken zunehmend bereit, mit lesbischen Paaren zusammenzuarbeiten. Neben inländischen gab es immer schon die Möglichkeit ausländische Samenbanken zu nutzen. Die Niederlande waren lange Zeit vor deutschen Samenbanken eine kooperative Anlaufstelle für lesbische Frauen mit Kinderwunsch. Das zukünftige Kind hat im Falle einer Samenspende (Yes-Spende) ab einem bestimmten Alter die Möglichkeit, zu erfahren, wer sein genetischer Vater ist.

Neben der Frage nach dem „Ursprung des Samens“ und der damit einhergehenden Nähe der Familie zum Samenspender oder zukünftigen Informationsmöglichkeit des Kindes über

die „Hälfte seines biologischen Ursprungs“ beschäftigt werdende lesbische Mütter ebenso wie heterosexuelle Schwangere die Frage nach einer guten gynäkologischen Begleitung.

Leider erklären sich in Deutschland immer noch viel zu wenige Gynäkologinnen und Gynäkologen bereit, lesbische Frauen bei dieser Form der Familienrealisation zu unterstützen. Innerhalb der Ärzteschaft wird hartnäckig das Gerücht kolportiert, dass es in Deutschland strafbar sei, nicht verheiratete Frauen bei einer heterologen Insemination zu unterstützen. Dies ist falsch. Dennoch könnten Gynäkologinnen und Gynäkologen befürchten, sich - wenn nicht rechtswidrig - so doch standeswidrig zu verhalten, da diese Behandlung gemäß einer Empfehlung des „Arbeitskreises für donogene Insemination e. V.“ aus dem Jahr 1999 „verschieden geschlechtlichen Paaren mit Kinderwunsch vorbehalten bleibt“. Die Sorge, dass sie nach Deutschem Recht womöglich durch die Mitwirkung bei der Entstehung des Kindes – an Vater statt – für den Unterhalt des Kindes schadenersatzpflichtig werden könnten, hat die bereits erwähnte Möglichkeit zur Stiefkindadoption etwas entspannt.

Wenn alle Planungsentscheidungen getroffen wurden und die „Logistik“ steht, bleibt immer noch eine letzte Frage: „Welche von uns?“ Genauer gesagt: „Welche von uns zuerst?“ In der Beratung begegnet es mir häufig, dass beide Partnerinnen sich gut vorstellen können, auch leiblich Mutter zu werden. Die Entscheidung richtet sich dann häufig nach der Altersfrage: „Die Ältere zuerst!“

Summa summarum ist so vieles zu entscheiden, dass böse Zungen behaupten, so manch eine Lesbe hätte „unbemerkt“ das gebärfähige Alter verlassen, bevor die Schwangerschaft in allen theoretischen Details geklärt gewesen wäre.

2.1 Adoption & Pflegefamilien

Ein Weg, den gerade auch schwule Paare gehen, wenn sie ihr Leben mit Kindern teilen möchten, ist die Adoption. Hier gibt es prominente Beispiele, wie Patrick Lindner.

Lesbische oder schwule Paare können in Deutschland derzeit nicht gemeinschaftlich Kinder adoptieren. Lesben oder Schwulen ist es aber rechtlich möglich, als Einzelperson zu adoptieren.

Aufgrund der hohen Nachfrage nach Adoptivkindern von (Ehe)paaren sind Inlandsadoptionen für Lesben und Schwule eher im verwandtschaftlichen Kontext bekannt (z. B. Neffen oder Nichten). In der Regel wird der Weg der Auslandsadoption gewählt. Wie z.B. das lesbische Paar in Hamburg – oben auf der Karte – das vier vietnamesische Kinder an „Kindes Statt“ angenommen hat.

Der prototypische Weg einer Auslandsadoption führt von der Eignungsprüfung durch ein deutsches Jugendamt zur Adoptionserlaubnis (wenn alles läuft, wie erhofft) und über die



internationale Adoptionsvermittlungsstelle zur Adoptionsfamilie.

Eine Adoption ist die Konsequenz des Rechtes eines Kindes auf eine Familie, die ihre Versorgung langfristig auf verschiedenen Ebenen sicherstellt, d.h. dem Kind gibt, was es für eine gute Entwicklung braucht. So sucht das Jugendamt geeignete Eltern für Kinder, nicht umgekehrt. Dementsprechend müssen sich alle Adoptionswillige einer umfassenden Eignungsprüfung unterziehen. Passende Adoptiveltern, seien sie homo- oder heterosexuell, müssen vielfältige persönliche und familiäre Voraussetzungen erfüllen, um die Versorgung der Kinder sicherstellen und ihnen eine langfristige Perspektive bieten zu können.

Zu diesen Voraussetzungen zählen z.B. eine gute Gesundheit, gesicherte wirtschaftliche Verhältnisse oder eine Form der Berufstätigkeit, die mit der Betreuung des Kindes in Einklang zu bringen ist, sowie ausreichender Wohnraum und eine stabile (groß-)familiäre Situation. Auch pädagogische „soft skills“ werden erwartet wie z.B. Verantwortungsbewusstsein, Geduld & Toleranz im Umgang mit Kindern oder die Fähigkeit zur emotionalen Zuwendung.

Bei der Eignungsprüfung müssen die potentiellen Adoptiveltern bereit sein, sich selbst und ihre Verhältnisse vollständig transparent zu machen. Es ist gut, hier auch mit der homosexuellen Orientierung vollkommen offen umzugehen in der Zusammenarbeit mit den deutschen Anlauf- und Vermittlungsstellen.

Auslandsadoptionen gestalteten sich längere Zeit für Schwule und Lesben, die dort in der Regel eher als Einzelperson in Erscheinung traten, als durchaus machbar. Seit ca. einem Jahr ist es erneut sehr schwierig. Nicht, das ehemals homofreundliche Länder jetzt plötzlich feindlich gestimmt wären. Es ist eher so, dass bislang offene Länder aus der „Unschuld“ gefallen sind. Sie haben wohl begriffen, dass eine Adoption durch einen einzelnen deutschen Bürger oder eine Bürgerin eine Adoption durch eine deutsche Lesbe oder einen deutschen Schwulen bedeuten kann. Es ist zu hoffen, dass sich im „Länderkarussell“ bald eine neue Öffnung ergeben wird, denn es gibt mehr als genug Kinder, die ein gutes neues Zuhause dringend bedürfen. Auch wenn es derzeit Vermittlungsschwierigkeiten gibt, ist es ratsam auf international anerkannte Adoptionsvermittlungsstelle zurückzugreifen, damit im Kontext von Auslandsadoptionen der eigene Wunsch mit einem Kind zu leben, nicht den Blick verstellt für möglichen Kinderhandel. Hier ist bei allen potentiellen Adoptiveltern, ob homo- oder heterosexuell, große Achtsamkeit geboten.

Das Jugendamt stellt im Rahmen der Eignungsprüfung gerne auch die Frage, ob nicht vielleicht ein Pflegekind für das Paar in Frage käme. Pflegefamilien stellen durchaus eine weitere Möglichkeit dar, das Leben mit Kindern zu teilen. Was vor ein paar Jahrzehnten noch undenkbar gewesen wäre, gehört in Städten wie Köln, Berlin oder Aachen zunehmend zum Alltag der Jugendämter: Sie entdecken lesbische und schwule Paare als potentielle Pflegeeltern.

Das Prozedere, das durchlaufen werden muss, um vom Pflegekinderdienst des zuständigen Jugendamtes in die Datei der Pflegeeltern aufgenommen zu werden, gleicht dem bei der Beantragung einer Adoptionsgenehmigung fast vollständig – von der Eignungsprüfung bis in zu den bereits genannten Voraussetzungen. Unterschiede zwischen einer Pflegefamilie und

einer Adoptivfamilie liegen in der rechtlichen Situation und ihrer Funktion begründet.

Eltern haben in Deutschland einen Anspruch auf staatliche Unterstützung, wenn Sie ihre Kinder nicht mehr adäquat versorgen können. Diese Unterstützung kann kurzfristig oder für eine längere Dauer von Pflegeeltern geleistet werden. Diese Pflegeeltern erbringen somit eine Dienstleistung für die Herkunftsfamilie der Kinder und sind nach § 37 KJHG im Interesse des Kindes zur Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie verpflichtet. Während also ein Adoptivkind formal und gesetzlich alleiniges Kind seiner neuen Eltern wird (Adoptivmutter oder -vater ist sorgeberechtigt und unterhaltspflichtig), bleibt das Pflegekind formal und gesetzlich alleiniges Kind seiner leiblichen Eltern. Die neuen sozialen Eltern haben ein „kleines Sorgerecht“. Das Kind hat also zwei Familien, die mit unterschiedlichen Rechten ausgestattet sind.

Ein weiterer Unterschied liegt in der Verbleibensperspektive. Eine Adoption ist immer dauerhaft angelegt, wohingegen bei Pflegekindern grundsätzlich eine Rückführung des Kindes in die Ursprungsfamilie angestrebt wird. Die Unterstützung der Ursprungsfamilie kann somit kurzfristig oder für eine längere Dauer von Pflegeeltern geleistet werden.

In beiden Familienkonstellationen stellen sich erhöhte pädagogische Anforderungen an die Pflege- und Adoptiveltern, da alle Pflegekinder und die meisten Adoptivkinder aufgrund einer belasteten Lebensgeschichte einen hohen Förderbedarf haben. Pflegeeltern haben hier als Vertragspartner/innen des Jugendamtes Anspruch auf fachliche Hilfe und Begleitung, z.B. in Form von Vorbereitungsseminaren, Hilfeplangesprächen und Fortbildungen. Sie erhalten ferner eine finanzielle Unterstützung für die Pflegekinder, da die Unterhaltspflicht für das Kind für die Zeit der Pflege beim Jugendamt liegt.

Die Ausführungen geben einen Einblick in das breite Spektrum möglicher Vor- und Nachteile, die mit dem jeweiligen Weg der Familienrealisation verbunden sind. Sie reichen von finanziellen Aspekten über rechtliche Unsicherheiten bis hin zu einem Regelbedarf hinsichtlich Erziehungsvorstellungen und -beteiligungen. Es sind viele Entscheidungen zu treffen, an deren gelungenen Ende eine „Regenbogenfamilie“ steht.

2. Regenbogenfamilien - Mythen und Wirklichkeiten des Familienalltags

Dies war nicht immer so. In der Vergangenheit wurde schwulen Männern und lesbischen Frauen die Aufnahme von Pflegekindern verwehrt. Die Gewährung einer Adoptionserlaubnis war eher unwahrscheinlich. Im Rahmen von Scheidungsprozessen wurde ihnen meist das Sorgerecht für ihre Kinder vorenthalten, wenn ihre sexuelle Orientierung bekannt wurde, weil man ihnen ihre Qualifikation als Eltern absprach. Die in diesem Zusammenhang angeführten juristischen Begründungen und gesellschaftlichen Überzeugungen spiegelten die Annahme wider, dass lesbische Mütter und schwule Väter sich von heterosexuellen Eltern in Aspekten unterscheiden, die bedeutsam - oder genauer schädlich - für das Wohlbefinden von Kindern sind. Von denjenigen Menschen, die „nichts gegen Lesben und Schwule haben“, wird gerne ins Felde geführt, dass die „Gesellschaft noch nicht so weit“ sei, um mit solchen Familienkonstellationen angemessen umzugehen. Um eine entsprechende demokratische Reifung

unserer Gesellschaft zu fördern, scheint mir aus psychologischer Perspektive nichts geeigneter, als gerade der alltägliche und vielfältige Kontakt mit lesbischen Müttern, schwulen Vätern und ihren Kindern.

Wir bewegen uns im Bereich der Mythen und Vorurteile über schwul-lesbische Lebensweisen. Hier eine Kostprobe der gängigsten Vorbehalte gegenüber schwul-lesbischer Elternschaft.

Es wird postuliert, dass Lesben und Schwule keine Kinder aufziehen sollten, da....

- sie ihre Kraft zur Aufrechterhaltung ihres eigenen psychischen Wohlbefindens benötigen.
- ihre Paarbeziehungen nur von kurzer Dauer sind.
- ihr Coming Out für die Kinder zu belastend ist.
- ihre Kinder selbst lesbisch oder schwul werden.
- ihre Töchter zu männlich und ihre Söhne zu weiblich werden wegen fehlender oder „falscher“ Rollenmodelle.
- ihre Kinder sich aufgrund der homosexuellen Lebensform der Eltern von Gleichaltrigen zurückziehen und sozial isolieren.
- die Kinder diskriminiert werden, da die Gesellschaft noch nicht reif für solche Familien ist.

Was wissen wir heute über schwul-lesbische Elternschaft und die Kinder, die in Regenbogenfamilien aufwachsen? Eine gute Quelle für Informationen über den Familienalltag von Regenbogenfamilien stellen psychosoziale Studien dar, die sich mit lesbischen Müttern, schwulen Vätern und ihren Kindern beschäftigt haben. Diese Forschungsarbeiten stammen bis heute mehrheitlich aus dem angloamerikanischen Raum. Erhebungen in Deutschland sind rar und zeichnen sich im größeren Kontext – wie bspw. im Rahmen von Dissertationen – gerade erst ab.

Eine Anmerkung zur Qualität der vorliegenden Studien: Da die frühe Forschung durch Sorgerechtsprozesse lesbischer Mütter ausgelöst wurde, herrschte so eine defizitorientierte Perspektive vor, die entweder zum Kampf gegen oder zum Beweis für verbreitete Vorurteile gegen schwule und lesbische Eltern ins Feld zog. Dies schränkte die Themen, die erforscht wurden, stark ein und das Design der Untersuchungen fokussierte primär auf einen „Homo-Hetero-Vergleich“. Kritiker der „Regenbogenfamilienforschung“ weisen gerne auf methodische Einschränkungen dieser Studien hin, wie z.B. die eher kleinen Stichproben. Diese Kritik ist zwar hinsichtlich einzelner Studien berechtigt, stellt jedoch den Wahrheitsgehalt der Ergebnisse summa summarum nicht wirksam in Frage. Mittlerweile wurden die zentralen Ergebnisse in vielfältigen Studien über die Jahre hinweg repliziert (vgl. Patterson, 1992). Darüber hinaus fanden methodische Kritikpunkte beim Design späterer Studien, die zu vergleichbaren Resultaten führten, eine adäquate Berücksichtigung (vgl. Tasker & Golombok 1997; Golombok & Tasker 1996; Golombok, Perry, Burston et al. 2003).

Was sagen nun diese Studien über die homosexuellen Eltern, konkret über ihre Erziehungsfähigkeit und ihr Erziehungsverhalten und über die Kinder in Regenbogenfamilien im Hinblick auf ihre psychosexuelle, soziale und emotionale Entwicklung aus?

2.1 Homosexuelle Eltern: Erziehungsfähigkeit & -verhalten

Eine Fülle von Studien belegt, dass lesbische Mütter und schwule Väter angemessen über die Fähigkeit verfügen, Kinder zu erziehen und in Liebe zu begleiten. Wir dürfen sogar behaupten, dass ihnen manche Aspekte, die den Kindern zum Wohle gereichen, sogar besser gelingen mögen, als ihren heterosexuellen Pendanten.

Die bislang vorliegenden Studien widmen sich mehrheitlich lesbischen Müttern. Ein paar Erkenntnisse finden sich jedoch auch über schwule Väter.

So gibt es etwas, das allen Vätern, homosexuellen wie heterosexuellen, gemeinsam scheint: Sie regen ihre Kinder zur Autonomie an, teilen mit ihnen vermehrt Erholungs- und Freizeitaktivitäten und beschäftigen sich mit generellen Brennpunkten der Elternschaft, wie der Gesundheit der Kinder und ihrer schulischen Förderung (vgl. Harris & Turner 1985; Turner, Scadden & Harris 1990).

Die Studien liefern Hinweise darauf, dass schwule Väter etwas anders zu machen scheinen, als ihre heterosexuellen Alters- und Rollengenossen: Sie weisen ein stärkeres Engagement als heterosexuelle Väter in ihrer Elternrolle auf, d.h. sie gehen z.B. häufiger zu Schul- und Sportveranstaltungen oder Theateraufführungen, an denen ihre Kinder teilnehmen. Ferner zeigen sie mehr Konsequenz bei der Einhaltung von Regeln bei „gleichzeitig stärkerer Betonung der Beratung und Begleitung“ ihrer Kinder. Die befragten schwulen Väter waren also verstärkt bereit, sich durch erzieherische Strenge „unbeliebt“ zu machen, indem sie die Kinder in die Regel-Verantwortung nahmen, während sie sich mehr Zeit für Erklärungen und gemeinsame Gespräche nahmen (vgl. Bigner & Jacobsen, 1992).

Diese Ergebnisse sind sehr plausibel. Die eher klassische und durch die verbreitete Strukturierung der Erwerbstätigkeit begünstigte geschlechtsspezifische Rollenaufteilung kann bei homosexuellen Elternpaaren nicht zum Tragen kommen: Wenn zwei schwule Väter gemeinsam Kinder erziehen, ist es immer ein Vater, der eine Aufgabe übernimmt, gleich welche.

Was sagen die Studien über die Erziehungsfähigkeit lesbischer Mütter?

Der Lebensstil von Frauen mit Kindern scheint keine typisch homosexuellen oder heterosexuellen Charakteristika aufzuweisen. Es gibt sie also nicht, die typisch lesbische Art ein Baby zu wickeln. Alle Mütter, ob homo- oder heterosexuell, richteten ihren Alltag primär nach den Bedürfnissen ihrer Kinder aus (vgl. Flaks et al. 1995), verfügten über ein vergleichbar gut funktionierendes soziales Unterstützungsnetz (vgl. Patterson 1994, 1997) und hatten es nicht leicht, wenn sie Kinder und Beruf unter einen „Hut“ bringen wollten.

Die Forschungsbefunde verweisen – neben diesen grundlegenden Ähnlichkeiten – auch auf ein paar interessante Unterschiede im Erziehungsgeschehen und der Partnerschaft von Müttern.

So zeigte es sich, dass lesbische Mütter ihre Präferenzen bzgl. des geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens ihrer Kinder stärker an den Wünschen der Kinder orientieren als an den vorgegebenen gesellschaftlichen Normen. Wenn es also z.B. um die Spiele ging, die ihre Kinder gerade begeisterten, präsentierten sich die befragten lesbischen Mütter entspannter

und ließen ihre Kinder unabhängig von geschlechtstypischen Ausrichtungen gewähren. Die heterosexuellen Mütter zogen für Jungs eindeutig typisch männliche und für Mädchen eindeutig typisch weibliche Aktivitäten als Spiele vor (vgl. Hoeffler 1981; vgl. Kveskin & Coyle 1995). Ich vermute, dass unter den beobachteten heterosexuellen Müttern weniger feministisch orientierte anzutreffen waren.

Vielfältige Studien verweisen auf einen interessanten Unterschied in der Aufgabenteilung in lesbischen Partnerschaften: Erziehungs- & Versorgungsaufgaben sind sowohl ohne als auch mit Kindern „gleichberechtigter, flexibler und demokratischer“ als in heterosexuellen Partnerschaften verteilt (vgl. Fthenakis 2000; Gartrell et al 1996, 1999, 2000). Auch in „modernen“ heterosexuellen Beziehungen scheint es weiterhin so, dass sich nach der Geburt eines Kindes die bis dato relativ ausgewogene Aufgabenteilung „aufzulösen scheint“ und der Löwenanteil der Erziehungs- und Versorgungsarbeit ganz klassisch an die Mutter übergeht (vgl. Rauchfleisch 1997, 2001).

Wenn Ihr schwuler Sohn oder ihre lesbische Tochter nicht selbst leiblicher oder rechtlicher Elternteil wird, erhält er oder sie die Rolle eines sozialen Elternteils - eines sogenannten Co-Vaters oder einer Co-Mutter. Die Rolle oder Position eines Co-Elternteils in einer Regenbogenfamilie birgt viele Herausforderungen.

„Co heißt daneben, nicht gleichberechtigt“, beschrieb eine Co-Mutter im Verlauf eines LSVD-Familienseminars ihre eigene Position. Die Rolle des sozialen Elternteils bzw. Co-Elternteils in Regenbogenfamilien besitzt keinen offiziell anerkannten Status. Auch wenn Kinderbetreuung- und Kindererziehung gleichberechtigt aufgeteilt werden, gilt der soziale Elternteil in allen gesellschaftlich und finanziell relevanten Kontexten (z. B. Gesundheits- oder Rentenwesen) entgegen der familiären Realität als kinderlos. Wenn die Eltern in einer eingetragenen Lebensgemeinschaft leben, ist die Co-Mutter oder der Co-Vater dem Kind gegenüber nur ein/e „verschwägete/r Fremde/r“. Für die Kinder in Regenbogenfamilien beinhaltet dies große Schutzlücken hinsichtlich Unterhalt und Erbrecht sowie im Falle des Todes des leiblichen Elternteils oder bei Trennung der gleichgeschlechtlichen Partner/innen.

Die bereits erwähnte Möglichkeit zur Stiefkindadoption, die seit dem 01. Januar 2005 für lesbische Co-Mütter oder schwule Co-Väter besteht, ist nur ein anteiliger Ausweg aus dieser Misere. Für lesbische Mütter, die gemeinsam ein Kind großziehen, das in der lesbischen Beziehung geboren wurde, ist die Stiefkindadoption ein probater Weg. Das Kind ist die Erfüllung eines geteilten Kinderwunsches dieses Paares und es gibt in der Regel keinen „dritten Elternteil“, der seine gelebte und gewünschte Elternbeziehung aufgeben muss. Der Rechtsstatus des Co-Elternteils als zweiter (Wunsch)elternteil wird offiziell anerkannt und das Kind ist doppelt abgesichert. So entspricht die juristische Realität der gelebten Wirklichkeit. Die Co-Mütter fühlen sich in ihrer offiziellen Mutterrolle erheblich gestärkt und subjektiv sehr viel sicherer, wenn sie ihre Kinder „stief“-adoptieren und mit ihnen einen gemeinsamen Namen teilen. Dies belegen jüngere Studien aus den USA sehr anschaulich (vgl. Gartrell et al 1996, 1999, 2000)

Durch die Einschränkung der Stiefkindadoption auf leibliche Kinder bleibt die Situation von

Familien, die Adoptivkindern ein neues Zuhause geben, weiterhin ungeregelt. Hier muss ein gemeinsames Adoptionsrecht Abhilfe leisten. Ebenfalls unberücksichtigt bleiben lesbische und schwule Patchworkfamilien, in die die Partner/innen Kinder aus vorangegangenen Beziehungen mitbringen. In dieser Familienkonstellationen, wo Beziehungen zu Elternteilen außerhalb der homosexuellen Partnerschaft bestehen und aufrechterhalten werden wollen und sollen, kann ein gemeinsames (großes) Sorgerecht eine Klärung und Sicherung bringen. So würde der neue „dritte“ Elternteil bei weit reichenden Entscheidungen, wie die Schullaufbahn des Kindes oder die Gesundheit betreffend, selbstverständlich Gehör finden.

Wie sind sie denn so, diese lesbischen Co-Mütter?

Im Vergleich zu heterosexuellen Stiefvätern weisen Studien darauf hin, dass die engeren Beziehungen von Kindern zu ihren lesbischen Co-Müttern länger anhalten und durch mehr Offenheit geprägt sind als diejenigen zu ihren heterosexuellen Stiefvätern bzw. biologischen Vätern. So pflegen Kinder, nachdem sie aus dem Elternhaus ausgezogen sind, intensiveren Kontakt zu ihren Co-Müttern (vgl. Golombok & Tasker 1996) und sind eher bereit mit ihnen ihre Probleme zu besprechen - auch solche (hetero)sexueller Natur – als mit den biologischen Vätern (vgl. Tasker, Golombok & Murray 1997).

Ebenso wie bei schwulen Vätern zeigen auch Co-Mütter mehr Konsequenz im Erziehungsverhalten, d.h. sie scheuen nicht vor „unpopulärem“ Maßnahmen mit dem Fokus „Disziplinierung und Grenzziehung“ zurück (vgl. Brewaeys et al. 1997).

Es scheint ferner so, dass lesbische Co-Mütter mit ihren Partnerinnen sowohl in ihrer Einschätzung der Kinder – z.B. hinsichtlich ihrer emotionalen und sozialen Entwicklung – als auch grundlegend in ihrem Erziehungsverhalten stärker übereinstimmen als heterosexuelle Mütter mit ihren Partnern (vgl. Chan, Raboy & Patterson 1998; Brewaeys et al 1997). Dies kann darin begründet sein, dass Entwicklungseinschätzungen oder Störwahrnehmungen geschlechtsspezifisch variieren. Eine weitere Ursache wird in den Prioritäten bei der Partner(innen)wahl vermutet. So nehmen z. B. Dunne (2000) und Patterson (1995) an, dass homosexuelle Frauen und Männer vielleicht, wenn sie eine Familie gründen oder komplettieren wollen, mehr Wert auf Gleichheit in den Einstellungen, Werten und dem Verhalten legen mögen als heterosexuelle Paare.

2.1 Die Entwicklung der Kinder in Regenbogenfamilien

Die Forschungsergebnisse legen nahe, dass Lesben und Schwule ebenso gut in der Lage sind, ihre Kinder zu erziehen, wie heterosexuelle Mütter und Väter. Wenn die Studien auf Unterschiede im Erziehungsverhalten homosexueller und heterosexueller Eltern verweisen, handelt es sich um Aspekte, die eher eine positive Wirkung auf das Wohlbefinden der Kinder vermuten lassen.

Widmen wir uns nun unmittelbar den Studien zur Entwicklung von Kindern in Regenbogenfamilien. Ein Schwerpunkt liegt hier auf ihrer psychosexuellen Entwicklung. Entgegen gängiger Vorurteile in den Bereichen der Geschlechtsidentität, des geschlechtstypischen Rollenverhaltens und der sexuellen Orientierung „haben Wissenschaftler keine beobachtbaren ne-

gativen Effekte bei den Kindern feststellen können“ (Allen 1997), obwohl sich einige, da können wir ganz unbesorgt sein, sicher bemüht haben. Was dürfen wir uns darunter konkret vorstellen?

Ein Kind, das mit lesbischen Müttern oder schwulen Vätern aufwächst, sieht und betrachtet sich selbst eindeutig als Frau, wenn es ein Mädchen ist, oder als Mann, wenn es ein Junge ist (Geschlechtsidentität; vgl. Bailey et al. 1995, Perrin 2002). Ferner legt ein solches Kind grundsätzlich eher Verhaltensweisen an den Tag, die in unserem Kulturraum zu ihrem Geschlecht als passend bewertet werden (geschlechtstypischen Rollenverhalten; vgl. Green et al. 1986, Bailey et al. 1995). So zeigten sich in den Studien mehrheitlich die gleichen geschlechtsspezifischen Präferenzen in der Identifikation mit (Fernseh)Helden und in der Wahl der Fernsehprogramme (alle Mädels lieben GZSZ) und den Lieblingsspielzeugen und – spielen. Mütter von Töchtern müssen sich also – unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung – mehrheitlich mit der bunten Barbiewelt auseinandersetzen und schwule Vätern schauen Seite an Seite mit heterosexuellen Kollegen bei Wind und Wetter samstags auf dem Fußballplatz ihren ekstatisch kickenden Söhnen zu.

Wie sieht es nun mit der sexuellen Orientierung aus? Die Kinder aus Regenbogenfamilien fühlen sich, wenn sie erwachsen sind, gemäß dem bundesweiten Durchschnitt von Menschen desselben oder des anderen Geschlechts erotisch angezogen fühlen. Schwule Väter haben nur zu 6-9 % schwule Söhne, 91-94% der Söhne leben als Erwachsene heterosexuell (vgl. Golombok & Tasker 1996, Gottmann 1989, Green et al. 1986).

Diese Befunde belegen, dass es Kindern in Regenbogenfamilien in ihrer geschlechtsspezifischen Entwicklung nicht schadet, wenn sie nicht von „Mutter und Vater“ großgezogen werden. Für die in psychoanalytischen Entwicklungsmodellen fußende Betonung der Bedeutung von Vertreten beiderlei Geschlechts als primäre (elterliche) Bezugspersonen für eine gesunde psychosexuelle Entwicklung findet sich hier wie auch andernorts keinerlei Bestätigung. Wie in jüngeren lerntheoretischen Ansätzen angenommen, sind Kinder durchaus in der Lage, in ihrem Lebensumfeld Modelle für selbstbildrelevante Charakteristika – wie z.B. die Geschlechtsidentität oder das geschlechtstypische Rollenverhalten – zu finden und zu nutzen. Kinder aller Familienkonstellationen suchen und finden Geschlechtsvertreter/innen als Lernmodelle, jedoch müssen es weder die Eltern sein, noch sind sie häufig die „maßgebliche Wahl“.

Darüber hinaus verweisen die Studien auf ein weiteres interessantes Vater-Mutter-Phänomen: Scheidungskinder lesbischer Mütter hatten nach der Trennung mehr Kontakt und hegen positivere Gefühle für ihre leiblichen Väter als Scheidungskinder heterosexueller Mütter. Hier ist belegt, dass lesbische Mütter sich stärker aktiv um die Pflege des Vater-Kind-Kontaktes bemühen und nach der Trennung selbst mehr Kontakt zu ihrem Expartner aufrechterhielten als geschiedene heterosexuelle Mütter (vgl. Golombok et al. 1983, Tasker & Golombok 1997, Hotvedt & Mandel 1982, Harris & Turner 1985).

Bei einer detaillierten Betrachtung verweisen die Ergebnisse - über diese grundlegenden Ähnlichkeiten in der psychosexuellen Entwicklung hinaus – auf ein Mehr an geschlechtsbe-

zogenen Eigen- bzw. Freiräumen von Kindern aus Regenbogenfamilien.

So zeigte sich hinsichtlich des geschlechtstypischen Rollenverhaltens, dass Töchter lesbischer Mütter ein größeres Stück des „geschlechtsgeteilten“ Universums zur Auswahl haben. Sie spielten z.B. sowohl eher mädchenstypische als auch eher jungentypische Spiele und zogen grundsätzlich Spielsituationen vor, in denen Jungen und Mädchen gemeinsam spielten. Die Töchter heterosexueller Mütter präferieren in diesen Studien durchgängig traditionell weibliche und geschlechtshomogene Aktivitäten (vgl. Green et al. 1986; Hotvedt & Mandel 1982). Hinsichtlich der Berufsvorstellungen zeigte sich eine vergleichbare Tendenz: Töchter lesbischer Mütter konnten sich stärker als die Töchter heterosexueller Mütter vorstellen, auch männerdominierte Berufe zu ergreifen, wie z.B. Astronautin, Ingenieurin, Rechtsanwältin, Ärztin (vgl. Green et al. 1986). Stacy und Biblarz (2001) merken in einem Übersichtsartikel an, dass es den in diese Studien eingebundenen lesbischen (Co)Müttern gelang, ihren Töchtern ein stärkeres Gefühl für ihre Potentiale zu geben denn für die mit dem weiblichen Geschlecht assoziierten Grenzen.

Jüngere Studien verweisen darüber hinaus auf eine größere kognitive Freiheit der Kinder aus Regenbogenfamilien hinsichtlich ihrer sexuellen Orientierung über die Lebensspanne. Wir wissen, dass Kinder aus Regenbogenfamilien als Erwachsene genauso selten homosexuell leben wie Kinder aus heterosexuellen Familien. Sie weisen jedoch eine umfangreichere sexuelle „Möglichkeitswelt“ auf, d.h. sie erlauben sich eine größere Offenheit in ihrer Wahrnehmung, ihren Mitteilungen und in ihren Lebensentwürfen.

So gab etwa jedes vierte Kind einer lesbischen Mutter in einer englischen Studie an, sich in der Pubertät durch eine Person des eigenen Geschlechts angezogen gefühlt oder kurze homoerotische Kontakte gehabt zu haben (vgl. Golombok & Tasker 1996; Stacy & Biblarz 2001). Ausnahmslos alle Kinder heterosexueller Mütter sagten, so etwas hätten sie bei sich nie erlebt. Die Kinder aus Regenbogenfamilien schlossen darüber hinaus auch für ihr zukünftiges Leben seltener aus, sich in eine/n Vertreter/in des gleichen Geschlechts zu verlieben, als Kinder, die in klassischen heterosexuellen Strukturen groß geworden sind (vgl. ebenda).

Was sagen die Studien über die soziale und emotionale Entwicklung der Kinder lesbischer Mütter und schwuler Väter?

Studien mit einem adäquaten Forschungsdesign belegen, dass Kinder aus homosexuellen Familienkonstellationen ebenso gut sozial integriert sind wie Kinder heterosexueller Eltern, weder ängstlicher noch depressiver sind und einen ebenso guten Selbstwert haben wie z.B. Scheidungskinder aus heterosexuellen Familien (vgl. Perrin 2002, Tasker & Golombok 1997, Flaks et al. 1995, Chan, Raboy & Patterson 1998).

Kindern, die bei lesbischen oder schwulen Eltern aufwachsen, werden in verschiedenen Studien größere soziale Kompetenzen zuerkannt, wie z.B. hinsichtlich der Reflexions- und Konfliktfähigkeit, dem Einfühlungsvermögen und der Toleranz gegenüber der „Vielfalt des Lebens“. Diese Kinder setzten sich differenzierter als ihre Altersgenossen mit Sicht- und Verhaltensweisen auseinander und konnten ihre eigenen Standpunkte in Konstellationen mit abweichenden Meinungen besser vertreten. Darüber hinaus konnten sie sich besser in ande-

re Menschen hineinversetzen und unterschiedliche - auch gegensätzliche - Lebensweisen und Wertsysteme entspannt nebeneinander stehen lassen (vgl. Allen 1997, Rauchfleisch 1997, 2001, Stacey & Biblarz 2001).

Die Mähr von der sozialen Isolation aufgrund des lesbischen oder schwulen Familienhintergrunds ließ sich in den Studien nicht bestätigen. Der Familienalltag hat anscheinend dennoch einen Einfluss auf den Grad der sozialen Integration von Kindern lesbischer Mütter. Diejenigen Kinder waren am stärksten sozial integriert, deren Mütter zufrieden mit ihren Paarbeziehungen waren z.B. hinsichtlich einer gleichberechtigten Realisierung der Aufgabenteilung (vgl. Patterson 1995, Chan et al. 1998) und die regelmäßig „befriedigenden“ Kontakt mit ihren Großeltern oder anderen Verwandten hatten. Das ist nicht verwunderlich, denn Kinder jedweder Familienkonstellation werden in Studien als integrierter ausgewiesen, je zufriedener ihre homo- oder heterosexuellen Eltern mit ihren Paarbeziehungen sind, je mehr Liebe sie erlebten und je weniger interpersonelle Konflikte wahrgenommen wurden.

Den Hinweis auf die Bedeutung der Großeltern in Regenbogenfamilien möchte ich an dieser Stelle noch etwas vertiefen. Wenn Eltern schwuler Söhne oder lesbischer Töchter mit der Homosexualität ihrer Kinder gut umzugehen lernen, kann dies im Falle von Enkelkindern vielfältig positive „Nebenwirkungen“ haben.

Zum einen müssen diese Eltern das Coming Out ihres Kindes nicht automatisch gleichsetzen mit dem Ende der Hoffnung auf ein Leben mit Enkelkindern. Sie werden mit ihren Kindern weiter in Kontakt bleiben können und so wird eine Elternschaft ihres Kindes auch für sie einen Familienzuwachs bedeuten. Dies ist nicht selbstverständlich, wie der befah sicher selbst aus seiner Arbeit weiß. Amerikanische Studien belegen, dass jeder sechste Großelternteil einem Enkelkind aus Regenbogenfamilien seine Anerkennung verweigert (vgl. Gartell et al. 2000).

Des Weiteren könnten die Eltern in ihrer neuen Rolle als Großeltern ihre lesbischen und schwulen Kinder wesentlich bei der Betreuung und Versorgung der Enkelkinder unterstützen. Eine deutsche Studie aus dem vergangenen Jahr zeigte, dass ergänzende private Betreuungsarrangements gerade mit den Großeltern für 2/3 aller Familien in Ost- und Westdeutschland eine zentrale Rolle spielen (vgl. Alt 2004).

Ferner können Großeltern ihre Enkelkinder im Vergleich zu den Eltern hemmungslos verwöhnen und Nachsicht walten lassen. So können sie auch den Enkelkindern in Regenbogenfamilien als ein „Baustein zum Glück“ dienen: In einer großen Umfrage gaben im vergangenen Jahr 87% der befragten deutschen Schülerinnen und Schülern an, bei ihren Großeltern am glücklichsten zu sein (vgl. Textor, 2004). Beim Erledigen der Hausaufgaben erlebten nur 19% von ihnen so etwas wie glückliche Momente. Darüber hinaus können Großeltern besser als andere Vertreter/innen der älteren Generation den Wert des Alters veranschaulichen, da sie im großfamiliären Kontext mehrheitlich als wertvolles und sozial anerkanntes Rollenmodell erlebt werden.

Und nicht zuletzt können Großeltern ihre Kinder und Enkelkinder darin unterstützen selbstverständlich offen und stolz mit dem homosexuellen Familienhintergrund umzugehen.

Der offene Umgang mit dem homosexuellen Familienhintergrund ist, wenn Kinder vorhanden sind, häufiger gefragt als ohne Kinder – sowohl für die homosexuellen Eltern selbst als auch für die Großeltern. Es sei hier fast ein „Dauerouting“ vonnöten, so ist es der Schilderung lesbischer Mütter zu entnehmen, da in unserer Gesellschaft eine automatische mentale Verknüpfung von „Mutterschaft und Heterosexualität“ vorherrscht. Auch wenn der eine oder andere Mitbürger bei einer Frau ohne Begleitung oder in Begleitung einer anderen Frau vielleicht etwas unsicherer in seiner heterosexuellen Vorannahme geworden sein mag, wird er – wenn sich ein Kind in ihrer Begleitung befindet – sie automatisch als „heterosexuell“ verbuchen. Das beständige Outing – sei es auf dem Spielplatz oder beim Aldi an der Kasse – führt auch bei lesbischen (Super)Müttern und schwulen (Helden)Vätern zur „Materialermüdung“. Hier kann eine Unterstützung durch die Großeltern sehr hilfreich sein.

Ebenso wie bei den lesbischen und schwulen Eltern gilt bei den Großeltern in Sachen Outing „Übung macht den/die Meisterin“. So belegen amerikanische Studien, dass der offene Umgang mit dem homosexuellen Familienhintergrund der Enkelkinder bei den Großeltern über die Jahre größer wird. So gingen nach der Einschulung der Kinder doppelt so viele Großmütter und Großväter Sätze locker von den Lippen, wie „meine Tochter ist lesbisch“ oder „mein Enkel hat zwei Mütter“, während es drei Jahre zuvor nur drei von zehn gelang (vgl. Gartell et al. 2000). Studien legen ferner nahe, dass (Enkel)Kinder dann kaum Sticheleien wegen ihres Familienhintergrunds erleben, je offener sie selbst, ihre Eltern und – hier können wir sicher ergänzen – ihre Großeltern mit der sexuellen Orientierung umgehen (vgl. Rauchfleisch 2001).

Nun freut es den LSVD besonders, dass es sich gezeigt hat, dass Kinder, deren Mütter in schwul-lesbischen Organisationen aktiv sind, eine positivere Einstellung zu deren „Lesbisch Sein“ haben (vgl. Tasker & Golombok 1997 & Golombok et al. 1997).

Derzeit tragen weder die mehrheitlich geteilten Familienbilder in Gesellschaft und Wissenschaft der umfänglichen Existenz von lesbisch-schwulen Familien Rechnung, noch erfahren die Mitglieder von Regenbogenfamilien die Anerkennung, die ihnen zusteht.



Seit September 2002 leistet der LSVD mit dem Projekt „Regenbogenfamilien“ – gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend – unter meiner Leitung einen Beitrag zur Verbesserung der persönlichen, gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Situation von Regenbogenfamilien in Deutschland (www.family.lsvd.de).

Unser Anliegen ist zum einen die Stärkung der Handlungskompetenz lesbischer Mütter, schwuler Väter und ihrer Kinder sowie der Großeltern durch Beratung und Vernetzung. Die Beratung erfolgt telefonisch, per Email (family@lsvd.de) und im persönlichen Gespräch bei Fragen des Familienalltags und der Familienplanung. Wir vernetzen zum einen lesbische Mütter und schwule Väter und ihre Kinder z.B. im Rahmen der „bundesweiten Initiative lesbischer und schwuler Eltern in Deutschland“ (ILSE, www.ilse.lsvd.de) und eines Internet-Chats für Kinder aus Regenbogenfamilien (www.kids.lsvd.de).

Zum anderen fördern wir die Vernetzung von Forscherinnen und Forschern im Kontext von Regenbogenfamilien. Letzteres zielt ebenso wie die Beratung von Fachpersonal und Öffentlichkeitsarbeit, z. B. durch Vorträge und Veranstaltungen, Publikationen und Pressearbeit sowie politische Lobbyarbeit, auf die Förderung eines Bewusstseins für einen sach- und zeitgemäßen Umgang mit Regenbogenfamilien in Gesellschaft und Politik.

Literatur

- Allen, K.R. (1997). Lesbian and Gay Families. In T. Arendell (ed.). *Contemporary Parenting* (pp. 196-218). New York: Sage.
- Alt, Christian (2004). Kinder in Deutschland - alle glücklich oder was? Lebenswelten von Kindern in einer sich ändernden Gesellschaft. Das Online-Familienhandbuch vom 09.12.2004 [URL-Dokument: http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Kindheitsforschung/s_1467.html]
- Bailey, J.M.; Bobrow, D.; Wolfe, M. & Mikach S. (1995). Sexual orientation of adult sons of gay fathers. *Developmental Psychology*, 31, 124–129.
- Bigner, J.J. & Jacobsen, R.B. (1992). Adult responses to child behavior and attitudes toward fathering: gay and nongay fathers. *Journal of Homosexuality*, 23, 99–112.
- Bozett, F.W. (1987). Children of Gay Fathers. In F. W. Bozett (ed.). *Gay and Lesbian Parents* (pp. 39-57). New York: Praeger.
- Brewaeys, A., Ponjaert, I., Hall, E. V. v. & Golombok, S. (1997). Donor insemination: Child development and family functioning in lesbian mother families. *Human Reproduction*, 12, 1349–1359.
- Chan, R. W.; Brooks, R. C.; Raboy, B. & Patterson, C. J. (1998). Division of Labor Among Lesbian and Heterosexual Parents: Associations With Children's Adjustment. *Journal of Family Psychology*, 12(3), 402-419.
- Chan, R.W. & Raboy, B. & Patterson, C. (1998). Psychosocial adjustment among children conceived via donor insemination by lesbian and heterosexual mothers. *Child Development*, 69, 443–457.
- Dunne, G. (2000). Opting into Motherhood: Lesbian Blurring the Boundaries and Transforming the Meaning of Parenthood and Kinship. *Gender and Society*, 14, 11-35.
- 37 Grad (2004). „37 Grad: Papa liebt einen Mann. Kompetente homosexuelle Eltern.“ Familienforscher Professor Fthenakis im Interview mit Valentin Thurn. [URL-Dokument: <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/10/0,1872,2055594,00.html> vom 01.07.2004]
- LSVD (Hrsg.) (2000). *Meine Tochter liebt eine Frau. Mein Sohn liebt einen Mann. Ein Beratungsführer für Eltern und Andere.* Köln.
- Flaks D.-K., Ficher I., Masterpasqua F. & Joseph G. (1995). Lesbians choosing motherhood: a comparative study of lesbian and heterosexual parents and their children. *Developmental Psychology*, 31, 105–114.

- Falk, P.J. (1994). The Gap between Psychosocial Assumption and Empirical Research in Lesbian-Mother Child Custody Cases. In A.E. Gottfried & A.W. Gottfried (eds.). *Redefining Families: Implications for Children's Development* (pp. 131-156). NewYork: Plenum.
- Fthenakis, W.E. (2000). Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften und kindliche Entwicklung. In: J. Basedow, K.J. Hopt, H. Kötz und P. Dopffel (Hrsg.). *Die Rechtstellung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften* (S. 351 - 389). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Gartrell, N. et al. (2000). The National Lesbian Family Study: III. Interviews with mothers of five-year-olds. *American Journal of Orthopsychiatry*, 70(4), 542-548.
- Gartrell, N. et al. (1999). The National Lesbian Family Study: II. Interviews with mothers of toddlers. *American Journal of Orthopsychiatry*, 69(3), 362-369.
- Gartrell, N. et al. (1996). The national lesbian family study: I. Interviews with prospective mothers. *American Journal of Orthopsychiatry*, 66(2), 272-281.
- Golombok, S.; Perry, B; Burston, A.; Murray, C.; Mooney-Somers, J.; Stevens, M. & Golding, J. (2003). Children with lesbian parents: a community study. *Developmental Psychology*, 39 (1), 20-33.
- Golombok, S. & Tasker, F. (1996). Do Parents Influence the Sexual Orientation of Their Children? Findings From a Longitudinal Study of Lesbian families. *Developmental Psychology*, 32 (1), 3-11.
- Golombok, S., Tasker, F. & Murray, C. (1997). Children raised in fatherless families from infancy: Family relationships and the socioemotional development of children of lesbian and single heterosexual mothers. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 38, 783–791.
- Gottman, J.S.(1989). Children of gay and lesbian parents. *Marriage and Family Review*, 14, pp. 177–196.
- Green, R., Mandel, J.B., Hotvedt, M.E., Gray, J. & Smith, L. (1986). Lesbian Mothers and Their Children: A Comparison with Solo Parent Heterosexual Mothers and Their Children. *Archives of Sexual Behaviour*, 15, 167-184.
- Harris M.-B. & Turner P.-H. (1985). Gay and lesbian parents. *Journal of Homosexuality*, 12, pp. 101–113.
- Hoeffler, B. (1981). Childrens Acquisition of Sex Role Behavior in Lesbian Mother Families. *American Journal of Orthopsychiatry*, 51, 536-44.
- Hotvedt, Mary E. & Mandel, Jane Barclay (1982). Children of Lesbian Mothers. In W. Paul (Ed.). *Homosexuality. Social, Psychological and Biological Issues* (pp. 275-291). Beverly Hills, CA: Sage.
- Kweskin, S. & Coyle, A. (1995). Heterosexual und Homosexual Mothers` Self-Described Sex-Role Behavior and Ideal Sex-Role Behavior in Children. *Sex Roles*, 8, 967-975.
- Patterson, C.J. (1992). Children of lesbian and gay parents. *Child Development*, 63, 1025–1042.

- Patterson C.J. (1994). Children of the lesbian baby boom: behavioral adjustment, self-concepts, and sex role identity. In B. Greene & G.-M. Herek (eds.). *Lesbian and Gay Psychology: Theory, Research, and Clinical Applications* (pp. 156–175). Thousand Oaks (CA): Sage Publications.
- Patterson C.J. (1995). Families of the lesbian baby boom: parents' division of labor and children's adjustment. *Developmental Psychology*, 31, 115–123.
- Patterson C.J. (1997). Children of lesbian and gay parents. *Advanced Clinical Child Psychology*, 19, 235–282.
- Perrin, E.C. & Committee on Psychosocial Aspects of Children and Family Health (2002). Technical Report: Coparent or second-parent adoption by same-sex parents. *Pediatrics*, 109 (2), 341-344.
- Rauchfleisch, U. (1997). *Alternative Familienformen. Eineltern, gleichgeschlechtliche Paare, Hausmänner*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rauchfleisch, U. (2001). Gleichgeschlechtliche Familien. Diskriminierte Gruppe mit Vorreiterfunktion. *Schüler 2001 (Familie)*, 94-96.
- Tasker F.L. & Golombok, S. (1997). *Growing Up in a Lesbian Family: Effects on Child Development*. New York: Guilford Press.
- Textor, M. R. (2004). Glückliche Kinder. Das Online-Familienhandbuch vom 09.12.2004; URL http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_552.html
- Turner P.H.; Scadden L., Harris M.B. (1990). Parenting in gay and lesbian families. *Journal of Gay and Lesbian Psychotherapy*, 1, 55–66.
- Schwules Netzwerk NRW (1999). Lesbische und schwule Familien. Ergebnisse einer Befragung unter Lesben und Schwulen in NRW. Köln
- Stacey, J. & Biblarz, T. (2001). (How) Does the sexual orientation of parents matter? *American Sociological Review*, 66, 159-183.